

Unbekannter Freund

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Der Kreis : eine Monatsschrift = Le Cercle : revue mensuelle**

Band (Jahr): **21 (1953)**

Heft 3

PDF erstellt am: **09.05.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-567991>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Unbekannter Freund —

heute morgen kam Ihr Brief an; er erreichte jedoch den Empfänger nicht mehr — es war leider zu spät.

Welch grausamer Sinn liegt in diesem Ausdruck: zu spät — für immer zu spät. Der, an den Ihre Zeilen sich richten, ist eine Stunde zuvor in die Ewigkeit eingegangen. Nie mehr wird er erfahren, wie sehr Sie ihn geliebt haben, wenn er das nicht bereits einem früheren Geständnis von Ihnen hat entnehmen können. Verzeihen Sie mir bitte, wenn ich selbst Ihr Schreiben geöffnet und Kenntnis von seinem Inhalt genommen habe, obgleich ich dazu nicht befugt war. Wie ich indes dazu kam und wer ich bin, will ich Ihnen im folgenden erzählen. Darüber hinaus möchte ich Ihnen aber nicht verhehlen, dass ich Ihren Brief ungeöffnet hätte zurückgehen lassen, sofern mir nur in leisester Andeutung eine Ahnung seines zarten Sinnes geworden wäre — es hätte mir viel Qual erspart.

Freilich, Sie schreiben zum erstenmal an Gabriels häusliche Adresse, und das auch nur, weil Ihre postlagernden Sendungen von ihm nicht mehr abgeholt worden sind. Sicherlich war es nicht ein Mangel an Interesse, wie Sie mutmassen. Zutreffend, leider allzu wahr ist Ihre andere Vermutung: ja, Krankheit war es; schweres Siechtum hinderte ihn daran, denn länger als zwei Monate war er in qualvollem Leiden ans Lager gefesselt, und mir selbst hat er nie einen Auftrag erteilt, irgendwelche lagernde Post für ihn zu erheben.

Wenn ich hier versuche, Ihnen im Anblick des teuren Entschlafenen den letzten Abschnitt seines Leidensweges zu zeichnen, so durchlebe und durchleide ich noch einmal alle Phasen der vergangenen Stunden. Mag ich darüber zuweilen den Zweck dieser Zeilen vergessen, so bitte ich Sie zu bedenken, dass diese Schilderung weniger ein Zwiegespräch mit Ihnen ist als mit meinem Schmerz; nehmen Sie sie dafür.

Woche um Woche sass ich an seinem Bett, Tag um Tag. Die Zeit ist dahingeflogen. Ich weiss nicht, wo die bangen Morgen, die langen Abende,

die durchwachten Nächte geblieben sind — ist mir doch zumute, als habe er sich erst gestern hingelegt und nicht bereits vor Monaten. Nur die letzte Stunde — sie tropfte ihre Minuten ab, so langsam, als wolle sie eine Ewigkeit währen.

Ich sehe mich auf dem Stuhl sitzen. Schwüle steht im Raum. Die Lampe ist abgedunkelt und gibt nur matten Schein. In den Ecken des Zimmers lauert die Schwärze. Hell schimmert nur das Kissen und wächsern das Antlitz darauf. Nächtelang sitze ich nun schon am Bett und lausche auf Gabriels Atem. Jede Unregelmässigkeit martert meine Aufmerksamkeit, denn seit zwei Tagen zerfallen seine Züge. Das hippokratische Gesicht! Schon in der vorigen Woche schlich Freund Hein ums Haus; gestern ist er eingetreten, heute nacht steht er am Fussende des Bettes und wartet. Wie schwer die Stille im Raum lastet, seit ich die tickende Porzellanuhr auf dem Ofensims angehalten habe, weil sie die Länge einer Nacht in Sekunden zerhackt.

Vor ein paar Stunden noch (mein Gott, das war also schon gestern abend!), als ich Gabriel den kalten Schweiß von der Stirn wischte, schlug er seine tiefblauen Augen in Dankbarkeit zu mir auf. Sie wirkten so ungewöhnlich gross in dem schmal gewordenen Gesicht. Gabriel war nur noch Auge. So vieles schimmerte aus seinem Blick: unendliche Liebe und stumme Verzweiflung zugleich, dass das Freundesband nun doch bald zerreißen werde. Immer wenn der Anfall kam und ihn würgte, als drücke ein Unsichtbarer ihm die Kehle zu, immer wenn er in Todesangst die Hand auf die Brust presste, wo eine eiserne Krallen den Lebensnerv abzuschneiden schien, traf und peinigte mich Ohnmächtigen der Blick aus diesen Augen. O Hoffnungslosigkeit! Meine ganze Hilfe erschöpfte sich darin, ihm gut zuzureden, wenn es wieder einmal vorüber war, aber dann lächelte er und schüttelte in müder Abwehr langsam das Haupt — er wusste es besser. Am letzten Sonntag musste ich rasch hinauseilen, um die Tränen der Verzweiflung vor ihm zu verbergen. Aber er mag es gespürt haben, denn als ich mich bei ihm wieder niederliess, legte er stumm die Hand auf meinen Arm und sah lange ins Leere. —

Was sollte werden, wenn er davon ging? Nächtelang habe ich mit Gott um dieses Leben gerungen. Ich habe ihn angefleht, mir das Liebste nicht zu nehmen. Ein Jahrzehnt bindet, ein Jahrzehnt gemeinsame Freude und gemeinsames Leid. Warum diese qualvolle Krankheit in der Blüte der Jahre? Warum gerade er, der für jedermann ein freundliches Wort hatte, der Schmerz zu lindern und Trost zu sagen wusste, der keinen Bettler unbeschenkt von dannen liess? Warum er, dem jedermann sein Herz öffnete, der ihn traf; er, der stets darauf sann, anderen überraschende Freude zu bereiten; er, der in seiner Männlichkeit unbewusst und ungewollt die Augen der Freunde und der Fremden auf sich zog, so dass mir der heimliche Stolz auf diesen Weggenossen fast die Brust sprengte? Warum, mein Gott, warum? Du weisst, dass ich an nichts mehr glauben werde, wenn Gabriel den Geist aufgibt, weil mein Herz mit ins Grab sinken wird. Du hörst, wie ich jetzt mit Dir hadere, weisst, dass ich Dich verneinen werde, wenn er mir schwindet. Du wirst nicht mehr sein, wenn ich Dich nicht mehr denke, wenn ich Dich abschwören werde, abschwören, vergessen. —

Da war das Röcheln wieder! Herr Gott! Erbarme Dich meiner! Erhalte mir sein Leben! Oeffne dies wimperbeschattete Auge, das mich so oft in Liebe umfing! Es kann, es kann doch nicht wahr sein, dass Du ihn mir nehmen willst! Auch quält mich noch ein Gedanke, der unaufhörlich die ganze Nacht in meinem Hirn kreist wie eine Ratte und nie zum Ziele kommt: was hatte Gabriel mir wohl anvertrauen wollen, gestern abend, da er mich flehend ansah und ich mich hinabbeugte, um mein Ohr an seinen Mund zu legen? «Ich will dir noch eines sagen, mein Freund...» hatte er geflüstert. Sein Atem ging so mühsam! «...will dir noch eines sagen...» — Dann war der Anfall gekommen, keuchend, würgend, erdrückend, die Worte zurückpressend. Später hatte er erschöpft den Kopf zur Seite gelegt und geschwiegen. Hatte geschwiegen bis zum Ende, denn das Bewusstsein war nicht wiedergekehrt.

Der befreundete Arzt war gegen Mitternacht in die Klinik zurückgerufen worden, mich in der schwersten Stunde allein lassend. Und nun war es soweit. Ich hielt Gabriels Hand, die schlaff und kühl in der meinen ruhte, als sei kein Leben mehr darin. Mit brennenden trocknen Augen hing ich an seinen geöffneten Lippen, aus denen die Röte gewichen war. Wer noch nie bei einem Sterbenden gesessen hat, weiss nicht, wie die Bängnis der Seele kämpft mit dem Schauer vor dem Erhabenen, den die Majestät des Todes wie ein Tempelheiliges über die Abschiedsstunde senkt. Und wenn der letzte Hauch dem geliebten Munde entflohen ist und das Herz stillesteht, bleibt uns nichts, als uns stumm der Grossartigkeit, dem Unsagbaren dieses Augenblicks zu beugen.

Ich löschte die Lampe und blieb lange reglos sitzen. Der grösste Schmerz kennt keinen Jammer, hat keine Träne. Gnädig hat die Natur dem menschlichen Verstand und der Empfindungskraft eine Grenze ihres Vermögens gesetzt, so dass wir die Grösse des Verlustes, der uns betroffen hat, vorerst nicht zu ermessen vermögen. Nichts ist da als Dumpfheit, welche Klage und Jammer fernhält. Später weinen wir, aber wir weinen nicht nur über uns selbst, weil wir etwas Liebgewesenes hergeben mussten. Der Tote ist nicht mehr zu bedauern.

Draussen hängt bleigrau der Morgen vor dem Fenster. Einer jener Apriltage, der den Winter noch einmal zurückholt, nachdem die Sträucher bereits die ersten zarten Knospen angesetzt haben — auf einmal beginnt es zu schneien, lautlos, sachte. Ein Etwas senkt sich hernieder wie ein Bahrtuch, das man behutsam auf einen Sarg legt. Allmählich erwacht das Leben des anbrechenden Tages.

Die Bäckerei gegenüber verkauft ihre Ware wie stets — aber Gabriel liegt tot in meinem Zimmer. Die ersten Frühaufsteher gehen mechanisch an ihre Arbeit — Gabriel liegt tot in meinem Zimmer. Drüben ziehen sie die Jalousien hoch, klopfen die Betten auf, bereiten den Frühstückstisch — und niemand weiss, dass Gabriel überwunden hat. Kein Mensch nimmt Notiz davon; die Welt geht weiter, auch ohne Gabriel. Das will mir gar nicht in den Kopf.

— Es vermisst dich niemand, sagte ich ihm, während ich hinuntersah, und viele werden's vielleicht auch nicht tun. Sieh, Gabriel! Da unten ist soeben eine sehr alte Frau auf dem glatten Pflaster ausgeglitten und liegengeblieben. Einige springen hinzu, um ihr zu helfen, aber sie kann nicht auftreten. Sicherlich hat sie den Schenkel gebrochen. In diesem

Alter ist das oftmals die Vorstufe für die grosse Reise. Sie hat ihr Leben geben wollen für dich, Gabriel, aber sie bot es zu spät an. Was der Tod einmal hat, das gibt er nicht wieder heraus. Und schau, Gabriel! Da kommt auch der Briefträger, wie jeden Morgen. Auch er weiss noch nicht, dass du nicht mehr bist. Er wird es auf seine Weise bedauern, wenn er davon erfährt, weil manchmal eine Zigarette für ihn abgefallen ist und zur Jahreswende jeweils ein schönes Neujahrsgeld. — Nach einer Weile trat ich ins Zimmer zurück und versank in des Freundes Anblick. Die Zeit stand still. —

Und dann hörte ich es klappern an der Korridortür; der Briefträger hatte die Post bestellt.

— Ich werde dir vorlesen, wer uns geschrieben hat! sagte ich, ging hinaus und hob den Brief auf, der auf dem Fussboden lag. Es war der Ihre. Ich wunderte mich ein wenig über den fremden Absender, denn ich kannte alle Freunde und Bekannten Gabriels. Sie waren auch die meinen. Endlich riss ich den Umschlag auf und las Gabriel vor. Ich schäme mich nicht, es Ihnen zu sagen: ich habe bitterlich dabei geweint. Schon bei der Anrede stutzte ich; es waren zwei Worte, die bis jetzt lediglich mir vorbehalten waren: ‚Mein Liebes!‘ stand da. Sie können mir glauben, dass ich dem Verblichenen diese zwei heiligen Worte mit der Ueberzeugungskraft meiner ganzen Seele vorlas. Und nun türmte sich vor meinem verschwimmenden Blick Satz auf Satz zu einer Pyramide der lautersten Hingabe, so dass ich oftmals erschüttert innehielt und den einen oder anderen Absatz sogleich wiederholte. Einmal las ich ihn im Namen seines Urhebers, und das zweitemal — Sie werden mir darum nicht zürnen! — in meinem eigenen. Ich selbst hätte Gabriel von der Tiefe und Aufrichtigkeit meines Gefühls nicht besser überzeugen können, als Sie es auf den paar Blättern so wunderbar getan haben. Zwar kenne ich Sie nicht und werde Sie wohl auch nie kennenlernen; auch führt mich in absehbarer Zeit nichts nach München, wo Sie, unbekannter Freund, domicilieren. Und doch glaube ich, Sie schon recht gut zu kennen: wer einen so innigen Ausdruck der Sprache findet, schreibt mit dem Herzen und nicht mit der Feder.

Einer Ihrer Redewendungen glaube ich entnehmen zu dürfen, dass Sie mit Gabriel im letzten Sommer bekannt geworden sind. Und wer mit ihm umging, gewann ihn lieb. Mir ist gut erinnerlich, dass seine Reiseroute ihn damals über München führte, wo er ein paar Tage Station gemacht hat. Er hat mir übrigens aus München seinerzeit keinen Gruss geschickt, obwohl er ein fleissiger Briefschreiber war, zumal unterwegs. Vielleicht hat er auf der Rückfahrt sogar abermals Aufenthalt in dieser Stadt genommen. Ich weiss es nicht und will es auch nicht wissen.

Auch will ich nach dem Warum nicht fragen. Einesteils kenne ich die Umstände nicht, die diesen Treuebruch heraufbeschworen haben, und dann wäre die Frage ohnehin müssig, weil ich doch nie mehr eine Antwort darauf erwarten kann. Aber wen man von Herzen liebt, dem sieht man vieles nach. Ein Jahrzehnt an seiner Seite kann ich weder aus Herz und Gedächtnis tilgen, noch will ich es. Wie hätte ich ihm das verargen können, wie könnte ich es jetzt? War es etwa die Befürchtung der Unstimmigkeit, die ihn zu diesem Vorbehalt bewog? Nun, während der Lektüre Ihres Briefes wurde mir plötzlich klar: nichts anderes als jener

Rückhalt hatte Gabriel im tiefsten Herzen bedrückt. Gestern abend endlich hatte er das Geheimnis lüften wollen, um nicht mit einer Lüge von mir zu scheiden. Mögen nun Krankheit und Tod ihm den Mund versiegelt haben — diese Ihre Zeilen deutete ich mir schicksalhaft als seinen Willen zur Wahrheit. Sie erweckten in mir die feste Ueberzeugung, dass der Tod überlistet war. Aber ach! Der Tod lässt seiner nicht spotten; er spottet unsrer! Noch hatte ich Ihre Botschaft ja nicht zu Ende gelesen, und den stärksten Schock empfing ich erst am Schluss. Hier bekam ich zu spüren, dass am Ende der Tod triumphiert, weil er eben doch kein Geheimnis mehr verrät. Welche unheimliche Duplizität, Gabriels letzte Worte, die er mir gestern abend ins Ohr flüsterte, als Ausklang Ihres Briefes vorzufinden, von Ihrer Hand aufs Papier geworfen!» «Ich will dir noch eines sagen, mein Freund . . .» so schreiben Sie. So sprach er. Ist das nun blosser Zufall? Oder spannen so starke Fäden zwischen Ihnen und dem Abgeschiedenen? Wer löst mir nun das Rätsel? Wollte Gabriel, wenn er es physisch noch vermocht hätte, fortfahren, wie Sie es in Ihrem Briefe tun? «Ich will dir noch eines sagen, mein Freund: ich habe dich sehr lieb.» Welches Geständnis hat er nun mit ins Grab genommen? Ich komme mit meinen Gedanken nicht zu Ende. Wer will das jetzt noch entscheiden?

Nur einer könnte es: er. Aber er liegt stumm auf dem Kissen, fast spielt ein Lächeln um seinen Mund. Und das ist starr und weicht nicht.

Diese braune Locke, die ich Ihnen beifüge, ist von seiner Stirn. Ich bitte Sie, behalten Sie sie lieb.

Ihr

Chrysispos.



Die Zeichnungen des geflügelten Eros stammen von griechischen Vasenbildern.